



Verpackungen haben keinen guten Ruf. Zu Unrecht, sagt Hans-Georg Böcher, Leiter des einzigen Museums zu diesem Thema.

Text und Interview: Sophie Burfeind
Fotografie: Anne Ackermann

brandeins: Herr Böcher, letztlich sind Verpackungen Müll. Wie kommt man dazu, ein Verpackungs-Museum zu gründen?
Hans-Georg Böcher: Es gibt immer wieder Leute, die fragen, warum wir Müll in einen Tempel stellen. Verpackungen sind Markenkonzeption, Warenkunde und Teil unserer Lebensweise. Das in einem Museum zu bestaunen macht Spaß. Natürlich sehe ich Verpackungen auch als Teil des Mülls. Aber sie helfen auch, ihn zu vermeiden.

Wie meinen Sie das?
Verpackungen schützen ihren Inhalt davor zu verderben. Hätten wir sie nicht oder wären sie nicht gut gemacht, müssten wir viel mehr wegschmeißen. Und überlegen Sie, welche Probleme wir bekämen, wenn wir Farben, Lacke oder Säuren nicht sicher lagern könnten oder keine sterilen Verpackungen für Operationsbesteck hätten. Verpackungen sind das meistunterschätzte Industriegut. Es ist mit Händen zu greifen, wie hoch entwickelt sie sind und wie wenig Aufmerksamkeit wir ihnen schenken. Über Verpackungen wird nicht nachgedacht, sie werden nur an den Pranger gestellt. Sie

sind der Sündenbock für unsere Lebensweise, weil sie am Ende übrig bleiben.
Sie meinen, wir ärgern uns über den Plastikbecher, aber vergessen, dass wir gerade einen Joghurt gegessen haben?
Genau das. An der Art, wie wir leben, üben wir selten Kritik, dafür umso öfter an der Verpackung. Aber sie ist Bedingung für unseren Lebensstil, und sie hat unser Leben verbessert.

Ging es uns schlechter, als Äpfel und Käsescheiben noch nicht in Plastik eingeschweißt waren?
Durch Verpackungen sind Nahrungsmittel günstiger geworden, weil sie in größeren Stückzahlen produziert werden können. Und hygienischer. Ich habe mal einen Kollegen kennengelernt, der ein kleines Bauernmuseum führt mit einem Kaufladen, der zeigt, wie früher eingekauft wurde. Der Käse lag offen herum, der Schinken hing an einer Stange, die Schubladen waren voll mit Getreide und Nudeln. Er hat das nett ausgedrückt: „Es hat überall gekrabbelt, man hat es knistern und laufen hören und ist allen Arten von Insekten begegnet.“ Fleisch hatte ▶

„Sie sind der Sündenbock für unsere Lebensweise“

nicht selten Maden. Das erleben Sie heute noch in manchen Schwellenländern.

Gut, das klingt nicht so appetitlich. Nicht zu unterschätzen sind auch die Folgen, wenn Verpackungen schlecht sind. Das konnte man in der DDR und in anderen kommunistischen Ländern sehen. Westliche Industrienationen waren in der Lage, gut klebende und stabile Verpackungen herzustellen. In der DDR wurden die Inhaber westlicher Produktions- und Industrieunternehmen enteignet, es fand kaum mehr Forschung und Entwicklung statt. Darunter litten die Produkte – mit der Zahnpasta Chlorodont haben die Leute am Ende nur noch Turnschuhe geputzt.

Viele Verpackungen hatten Nähte, die aufgeplatzt sind, weil es keinen Klebstoff gab, der hielt, es wurde viel weggeworfen. Toilettenpapier oder Damenbinden lagen unverpackt in den Supermärkten. Für hochwertige Produkte fehlten passende Umhüllungen. Es gab zum Beispiel den Harzer Baumkuchen, eine Süßigkeiten-spezialität, die sehr aufwendig hergestellt wurde. Ein Luxusgeschenk, das man zu besonderen Anlässen verschenkte. Im Pappkarton. Grauenhaft!

Aber selbst wenn durch Verpackungen vielleicht weniger Waren weggeworfen werden – sie sind doch selbst ein ziemlich großer Rest. In Deutschland entstehen gut 18 Millionen Tonnen Müll pro Jahr.

Wir pflegen einen Lebensstil, bei dem viel Verpackungsmüll anfällt. Wir räumen dem Kochen kaum noch Zeit ein, erwarten, dass alles verzehrfertig zubereitet ist, wollen Single-Portionen für Single-Haushalte. Das ist auch sinnvoll. Wer allein lebt, sich aber nur einen ganzen Block Gouda kaufen kann, schmeißt am Ende die Hälfte weg. Berufstätige müssen nicht jeden Abend kochen. Verpackungen haben Vorteile, die sollten wir nicht vergessen. Kritisieren sollten wir viel mehr unseren verschwenderischen Umgang mit Waren. Zu viel Waschmittel

Hans-Georg Böcher, 54, begeisterte sich schon als Student für Verpackungen. Auf Flohmärkten sammelte er Exemplare aus der Jugendstilzeit. Nach seinem Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und deutschen Volkskunde an den Universitäten Mainz und Wien arbeitete er in einem englischen Auktionshaus. Seine private Verpackungssammlung wuchs stetig. 1996 half Böcher dabei, in Heidelberg das Deutsche Verpackungs-Museum zu gründen. Ein Jahr später wurde es unter seiner Leitung eröffnet. Es ist das einzige Museum dieser Art weltweit und wird durch Mitgliedsunternehmen privatwirtschaftlich finanziert.



in der Waschmaschine, zu viel Käse auf dem Brot.

Man könnte auch alles in Biokunststoff verpacken oder in Plastikersatz aus Orangenschalen.

Ich würde mich freuen, wenn das ginge. Noch können viele dieser Materialien aber nicht mit herkömmlichem Kunststoff mithalten. Nehmen Sie Kosmetikprodukte. Sie brauchen eine hochschützende, stabile und sterile Hülle. Wenn Sie eine Gesichtscreme in Orangenstempel verpacken, müssen Sie sicherstellen, dass es nicht zu Gerüchen kommt oder die Verpackung sich auflöst. Bei Einweggeschirr aus Bambus gelingt zwar die Verrottung, aber nur unter speziellen industriellen Bedingungen und nicht auf der Wiese. Dort dauert sie ewig. Am Ende landen diese Dinge doch in der Müllverbrennung. Auch viele Biokunststoffe.

Bei Verpackungen wird unglaublich viel Papier verwendet. Gut sind Papiere, in die schnell nachwachsende Rohstoffe

wie Gras oder Hanf gemischt werden. Dieses Papier wird nicht grau, riecht nicht, hat eine viel bessere Qualität als Altpapier und schont die Umwelt, weil weniger Bäume abgeholzt werden.

Und warum recyceln wir nicht mehr? Laut der Deutschen Umwelthilfe werden nicht einmal 40 Prozent der Kunststoffe im gelben Sack wiederverwertet.

Recycling von Kunststoff ist zum einen sehr aufwendig, es müsste schon bei der Konzeption von Verpackungen mitgedacht werden, aber daran haben die Hersteller meist kein Interesse. Außerdem gibt es für recycelte Kunststoffe noch zu wenig Verwendung. In der Regel entstehen Produkte auf einer viel niedrigeren Ebene. Aus Waschmittelflaschen werden Parkbänke oder Gartenstühle. Das ist nicht zufriedenstellend.

Was erscheint Ihnen dann sinnvoll?

Wir sollten so effizient wie möglich mit unseren Ressourcen umgehen. Dazu ▶

gehört für mich auch, Lebensmittel mit dünnen und hoch entwickelten Verpackungen noch länger haltbar zu machen.

Daran forscht die Verpackungsindustrie doch sicher schon.

Es gibt nicht die Verpackungsindustrie. Es gibt nur Firmen, die Verpackungen aus Holz, Papier, Karton, Kunststoffen, Metallen, Glas und Keramik entwickeln. Oft macht das nur einen kleinen Teil ihres Umsatzes aus, weshalb sie sich nicht als Verpackungsfirmen betrachten. BASF zum Beispiel stellt Granulate her, die für Kunststoffe verwendet werden, aber auch für andere Produkte. Es kommen Einzelentwicklungen aus Teilen der Industrie, aber es ziehen nicht alle an einem Strang. Ganz im Gegenteil.

In welche Richtung gehen diese Entwicklungen?

Ein Trend ist die Digitalisierung der Verpackung im Dienste des Verbrauchers. Auf ihr stehen jetzt schon unheimlich viele Informationen, und sie leistet einen ganz wichtigen Beitrag zur Logistikkette, etwa zwischen Fleischerei und Rewe. Aber in dem Augenblick, wo ich das Steak gekauft habe, bringt mir der QR-Code oder Strichcode nichts mehr. Ich gehe davon aus, dass wir in Zukunft stärker von diesen digitalen Informationen profitieren. Wir könnten zum Beispiel den Dialog mit dem Käufer optimieren, was Haltbarkeiten angeht. Das Handy könnte warnen: „Hey, du hast noch zwei Kilogramm Fleisch im Kühlschrank, das musst du bis übermorgen essen.“

Kann man sich als Kunde dann vielleicht auch bald im Supermarkt mit Verpackungen unterhalten?

Ich halte das für möglich. Bei Unverträglichkeiten wäre das sinnvoll. Wenn die Nussnougatcreme einem sagen kann: „Ich bin nicht laktosefrei.“ Oder wenn jemand das Kleingedruckte nicht lesen kann, man denke an ältere Konsumenten oder Nicht-Muttersprachler. Nützlich

wäre es auch, wenn Verpackungen untereinander kommunizieren. Im Lager eines Schuhladens könnten sie selbst zusammenzählen, wie viele Paare einer Sorte noch da sind.

Ich würde mir außerdem wünschen, dass mir mein Handy künftig etwas zur Geschichte von Marken erzählt. Wenn ich eine Tafel Milka-Schokolade in der Hand halte, stelle ich mir vor, dass eine Stimme sagt: „Warum heißt Milka Milka? Milka ist eine Mischung von Milch und Kakao, die Schokolade gibt es seit 1901, aber erst seit 1950 haben wir das weiße, wolkige Logo, das du mit uns verbindest.“ Das ist Alltagsbildung.

Gibt es Trends, von denen Sie gar nichts halten?

Es wird im Bereich olfaktorischer Effekte geforscht. Das stelle ich mir als Horror im Supermarkt vor. Man kann im Druckvorgang Duftstoffe beimischen, sodass eine Kekspackung auch nach Keksen riecht. Ich persönlich sehe nicht die Zukunft darin, dass jeder Hersteller sein Regal olfaktorisch auflädt.

Rückschrittlich finde ich die Zero-Waste-Bewegung. Wenn Leute sich ihre Bohnen wieder in einen Jutebeutel packen und dafür eine Stunde mit dem Auto zu einem Spezialgeschäft fahren. Wir wollen ja nicht zurück zu krabbelnden Insekten.

Achten Sie im Supermarkt darauf, wenig Verpackung zu kaufen?

Ja. Und darauf, dass in meiner Familie gut getrennt wird und keine Lebensmittel weggeschmissen werden. Die Verpackung würdige ich in ihrer Funktion als Brücke zwischen dem Hersteller und mir. Im Handel berät mich ja oft nur noch sie. Ich muss gestehen, dass ich mir manchmal auch Produkte kaufe, weil ich die Verpackung haben will. Die kommen in meine Privatsammlung zu Hause. Mittlerweile ist sie ein bisschen versteckt. Es muss ja nicht gleich jeder sehen, was für ein skurriles Hobby ich habe. ■

Wie sinnvoll sind Bio-Verpackungen?

Bio-Plastik ist kein geschützter Begriff und wird unterschiedlich verwendet. Damit können zum einen Kunststoffe gemeint sein, die biobasiert und zum anderen biologisch abbaubar sind. Ersteres bedeutet, dass der Kunststoff teilweise oder hauptsächlich aus nachwachsenden Rohstoffen – oder aus landwirtschaftlichen Rest- und Nebenprodukten – hergestellt wird. Zweiteres meint, dass das Material unter bestimmten Bedingungen von Mikroorganismen oder Pilzen abgebaut werden kann.

Thomas Fischer von der Deutschen Umwelthilfe hält grundsätzlich wenig von Bio-Kunststoffen. Der erste Grund ist: weil sie schwierig zu entsorgen sind. „Biologisch abbaubare Kunststoffe über den gelben Sack zu entsorgen ist keine gute Idee. Weil es für sie keine Sortiergruppe gibt, landen sie in der Verbrennung“, sagt Fischer, der Leiter der Kreislaufwirtschaft. Die Bio-Tonne funktioniert auch nicht, weil Bio-Kunststoff nicht von herkömmlichem unterschieden werden kann. In der Umwelt zersetzt er sich ähnlich langsam wie Plastik. Der zweite Grund: Selbst wenn man ihn unter industriellen Bedingungen kompostiert, hält sich der Nutzen laut Fischer in Grenzen. „Er zerfällt überwiegend zu Wasser und Kohlenstoffdioxid. Es werden kaum Nährstoffe freigesetzt, der Nutzen für die Kompostierung ist nahezu null.“ Auch in Ökobilanzen zeigen Bio-Kunststoffe keine generellen Umweltvorteile.

Einwegprodukte aus Bio-Plastik sind für Fischer daher vor allem Greenwashing, um Wegwerfprodukte zu legitimieren. „Vermutlich grüne Einmalprodukte sind wie eine Lizenz zum Gelddrucken, weil die Kunden dem grünen Aberglauben aufsitzen und auch bereit sind, höhere Preise zu bezahlen.“

Verpackungen aus Agrarabfällen – immerhin Material, das nicht eigens angebaut werden muss – seien nur sinnvoll, so Fischer, wenn die Ökobilanz stimmt. Wenn die Rohstoffe also wirklich nirgendwo anders fehlen, wenn in der Herstellung der Produkte wenig Energie verbraucht wird, wenn sie nicht weit transportiert werden und ohne Zusatz von Chemikalien auskommen.

Abfall vermeiden, unnötig große Verpackungen verkleinern, sie mehrfach nutz- und recycelbar machen – das ist aus Sicht der Deutschen Umwelthilfe sinnvoller. In diese Richtung zielt auch das neue Verpackungsgesetz, das am 1. Januar 2019 in Kraft tritt: Demzufolge soll es deutlich mehr Mehrwegverpackungen und Recycling geben.